

DIE SEHNSUCHT NACH DER FREUDE LEHREN

Geschichten aus dem Religionsunterricht

Langeweile kennt Franz Albel kaum. Wenn er einen Raum betritt, ist er voll und ganz da – vor allem für die Menschen, die ihm begegnen. Menschen sind für ihn in der Mitte und ohne sie möchte er nicht sein und wirken. Meistens sind es Kinder, mit denen er seine Arbeit verbringt. Er ist dabei sehr vielseitig. Seit 24 Jahren übt er den Beruf als evangelischer Religionslehrer aus, den er hauptsächlich deshalb auswählte, weil er selbst als Kind viele Situationen erlebte, bei denen Lehrer bei ihm vor allem ein Unwohlsein oder Angst auslösten. Genau das wollte er in seiner Arbeit anders machen, weil für ihn Druck ein möglicherweise wirksames Mittel zur Erziehung ist, aber kein sinnvolles. Franz Albel stellt die Beziehung zu seinen Schülerinnen und Schülern ins Zentrum, die für ihn mit der ersten Begegnung beginnt, dann aber weit darüber hinausgeht. Beziehung sieht er im Aufbau von Vertrauen. Das ist nur dann möglich, wenn Sehnsüchte, Fröhlichkeit, aber auch die ganze Traurigkeit der Kinder im Unterricht Platz haben. Früher stellten sich die Lehrer in den Vordergrund, selbst Lehrpläne können Druck ausüben – im Religionsunterricht war es lange auch eingeübte Tradition, Gott in den Mittelpunkt zu stellen. All das ist für Franz Albel unvorstellbar. Vielmehr wählt er den Dialog mit den Kindern als Mittel erster Wahl. Wie er dabei vorgeht, erzählt er hier:

„Ich bin überzeugt, dass Gott erst dann sichtbar und spürbar werden kann, wenn ich ein Gegenüber habe, mit dem ich in einen Dialog eintrete. Am leichtesten

komme ich ins Gespräch mit Kindern, wenn ich auch von Schattenseiten meines Lebens erzähle. Sie erkennen dann, dass auch ich als Lehrer nur ein Mensch bin, der wie sie Sorgen hatte und habe und dadurch angreifbarer werde. Eine meiner Lieblingsgeschichten, die ich gern erzähle, handelt von meiner eigenen Schulzeit. Ich besuchte eine kleine Volksschule, in der vier Klassen in zwei Räumen unterrichtet wurden. Jeder kannte jeden. In dieser Schule gab es keine Kinder, die Brillen tragen mussten. Das war solange kein Problem, bis die Lehrerin eines Tages feststellte, dass ich – in der letzten Reihe sitzend – nur Blödsinn von der Tafel abschrieb. Es kam, wie es kommen musste – nach einer Mitteilung ins Elternheft und einem Besuch beim Augenarzt war ich unglücklicher Besitzer einer Brille. Meine Eltern waren nicht sehr begütert, dennoch sparten sie, damit sie mir eine gute und auch optisch schöne Brille kaufen konnten, die verhältnismäßig teuer war. Dennoch – es war für mich eine unendliche Blamage, als Einziger in der ganzen Schule eine Brille tragen zu müssen. So setzte ich die Brille zwar auf, wenn ich von zu Hause wegging. Sobald ich jedoch zur Schule abbog, gab ich sie in die Jackentasche und versteckte sie vor den anderen Kindern. In der Klasse – ganz hinten sitzend – nahm ich sie nur ganz verstohlen heraus, um sie dann, wenn ich mich unbeobachtet fühlte, zu verwenden. Der Lehrerin sagte ich, dass ohnehin alles in Ordnung sei und ich auch ohne Brille gut sehen konnte. Eines Tages jedoch drehte sich ein Kind



zu mir um und sah die Brille auf meiner Nase. Dieser Bub war die größte Petze in der ganzen Schule, daher brüllte er sofort in die Runde: „Der Franz hat eine Brille!!!“ Ich wurde krebsrot und stürmte aus dem Klassenzimmer. Die Klasse tobte, die Lehrerin rannte hinter mir her, auch sie schrie auf mich ein: „Was fällt dir denn ein, aus der Klasse zu laufen!“ Ich war klein wie ein Häufchen Elend und saß in der Garderobe, während die Lehrerin meine Mutter in die Schule rief. Diese kam bald danach und machte das, was ich mir eigentlich von der Lehrerin gewünscht hätte. Daran kann ich mich noch genau erinnern. Sie nahm mich in den Arm und meinte: „Das macht doch nichts, viele Menschen haben eine Brille, nur zufälligerweise nicht in dieser Schule.“ Ich war ihr damals sehr dankbar, weil sie mir weder Vorwürfe machte, dass ich die Brille, die sie sich vom Mund abgespart hat, kaum verwendete, noch über mein Verhalten in der Schule lustig machte oder mich deshalb beschimpfte. Im Gegenteil, sie nahm mich an der Hand und brachte mich nach Hause. Diese Geschichte erzähle ich deshalb so gern, weil

es dabei nicht nur um Licht oder Freude handelt, sondern auch von Schattenseiten des Lebens. Selbstverständlich gibt es viele Meinungen dazu, was ein gediegener oder gelungener Unterricht ist. Aus meiner Sicht sollte gerade im Religionsunterricht sowohl für das Eingeständnis von – eigenen – Niederlagen als auch für die Entfaltung der Kinder der größte Raum reserviert sein. Ich bin am ehesten damit zufrieden, wenn von den fünfzig Minuten Zeit im Unterricht die Kinder von sich aus den größten Teil davon für sich okkupieren. Am meisten freut es mich, wenn sie selbst reden, von ihren eigenen Erfahrungen erzählen und so den Unterricht aktiv mitgestalten. Als Moderator greife ich immer dann ein, wenn wir uns im Kreis bewegen. Das kann sein, wenn die Kinder lange über ein spezielles Problem diskutieren. Dann gibt es viele Stimmen, die lang und breit wiederholen, dass sie das selbe auch erlebt haben. Hier ist so etwas wie die Sokratische Hebammenkunst gefragt. Mit dieser Methode nähern wir uns gemeinsam in der Klasse einem Thema solange, bis es den inneren Kern erreicht. Dann ergeben sich plötzlich aus einem handfesten Problem auch unterschiedliche Möglichkeiten, es im Sinne aller zu lösen. Besonders wichtig in meiner Arbeit ist es mir, Traurigkeit zuzulassen, die Sorgen klar wahrzunehmen, dabei aber nicht stehen zu bleiben. Am Ende sollte es so sein, dass zumindest eine Sehnsucht entsteht – nach Freude, die sich Menschen auch in schwierigen Lebenslagen vorstellen können.“



Illustrationen: Siegfried Kolk-Thuot

Dr. Elvira Hauska, Mediatorin